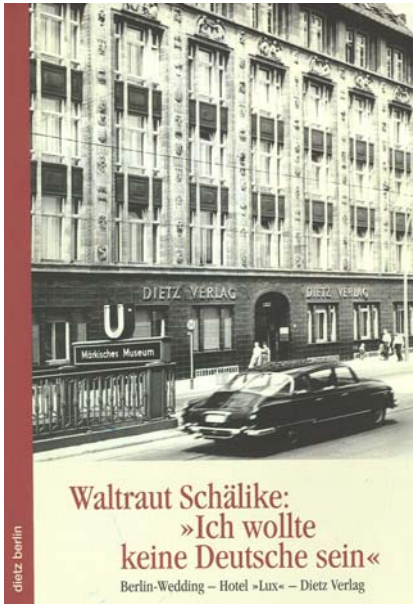


# **Eine Reise mit Folgen**

## **Das Buch von Waltraut Schälike „Ich wollte keine Deutsche sein“**

**Herausgegeben von Frank Preiß**  
**Aus dem Russischen übersetzt von Karl Harms, Frank Preiß, Ruth Stoljarowa**  
**Karl Dietz Verlag Berlin 2006**  
**344 Seiten, 90 Abbildungen, ISBN 3-320-01082-X, 24,90€**



Es mag denjenigen, der diese Seite der „Dresdener Studiengemeinschaft Sicherheitspolitik e.V.“ zufällig oder gezielt aufgerufen hat, sicher zunächst verwundern, dass in diesem Beitrag kein Wort über die Militär- und Sicherheitspolitik der Russischen Föderation fällt.

Trotzdem glaube ich, dass wir das heutige Russland in all seinen schillernden Facetten nur dann verstehen können, wenn wir auch die Vergangenheit kennen. Eine Vergangenheit, die noch so manches Geheimnis hütet, so manche Rätsel aufgibt und nichts mit dem gemein hat, was uns von „Vergangenheitsbewältigern“ heute aufgetischt wird. Aber auch die Geschichte(n), die man in den Ländern des „Realsozialismus“ bis zum Ende der 1980er Jahre verkündete, erwies(en) sich nicht selten als einseitig und apologetisch, ja sogar ge-

fälscht.

So tragen wir doppelt am Gestern und Heute.

Ich bin froh, dass ich im Sommer 2005 in Russland Waltraut Schälike begegnete ...

### **Aus dem Vorwort des Herausgebers:**

*Die breiten Reifen der schweren Limousine singen ein eintöniges Lied auf dem schwarzen Asphalt der schnurgeraden Trasse. Dieser 13. August 2005 ist ein sonniger Tag, in den sich hin und wieder kurze, heftige Regenschauer drängen. In den Pfützen am Wegesrand baden fröhlich zankhafte Spatzen.*

*Auf einem Wegweiser lese ich: „Sankt Petersburg - 620 km“ und „Murmansk - 1865 km“. Von Twer, dem Ziel der Fahrt, trennen uns nur noch 90 Kilometer. Wir haben vor einer knappen Stunde den Moloch Moskau verlassen, die quirlige Neunmillionenstadt, die dem Besucher gleichzeitig wenig und viel über Russland berichtet. Wir sind soeben zügig durch Klin gerauscht, vorbei am Schild, das zum ehemaligen Wohnhaus Pjotr Tschaikowskis zeigt. Klin, immer wenn ich den Namen der Stadt höre, sehe ich unwillkürlich das Foto vor mir, das die von Deutschen 1941 zerstümmerte Büste des Komponisten zeigt. Die friedliche Landschaft, die wir durcheilen, hat schon vieles gesehen. Wenn die Steine hier sprechen könnten, müssten sie auch weinen!*

*An uns vorbei huschen Holzhäuser, schmucke neue und auch solche, die schon seit ewigen Zeiten unschlüssig scheinen, nach welcher Seite sie endlich umfallen sollen und die nur noch stehen, weil sie sich immer noch nicht entscheiden konnten.*



Waltraut Schälike, Tochter eines Verlegers und Kommunisten, kam mit vier Jahren aus Berlin nach Moskau. Ihre Kindheit verbrachte sie im Milieu führender deutscher Kommunisten und erlebte im Hotel »Lux« 1937/38 hautnah die »Großen Säuberungen«.

Die Autorin, selbst Historikerin, schöpft nicht allein aus der Erinnerung, sondern hat das große Glück, sehr viele zeitgenössische Briefe und Aufzeichnungen aufbieten zu können, die diesem Buch eine teilweise geradezu beklommene Authentizität verleihen. Hinzu kommen 90 Fotos aus ihrem Privatarchiv.

Die Autorin überstand die ersten Kriegsmonate gemeinsam mit ihren Brüdern, die noch Kleinkinder waren, in einem Kinderheim. Dieses Kapitel über den weitgehend unbekanntem sowjetischen Kriegsalltag, seine Strapazen und Entbehrungen, ist sehr anrührend.

Nach dem Krieg baute der Vater der Autorin, Fritz Schälike, in Berlin den Dietz Verlag auf. Waltraut Schälike entschied sich für ein Leben in der Sowjetunion.

...

Begonnen hatte alles einige Monate zuvor, im April 2005. Der 60. Jahrestag des Sieges der Antihitlerkoalition über das faschistische Deutschland stand bevor und seit Monaten war das Thema Gegenstand zahlloser Medienberichte. „Der Untergang“ eroberte die Multiplexkinos und Millionen sahen Fernsehdokumentationen über „Hitlers Helfer“, „Hitlers Frauen“, „Hitlers ...“.

Die Reaktionen waren geteilt. Wissenswert und gut, war der Tenor der einen. Geschichtsrevision und Einseitigkeit warfen die anderen den Machern vor. Es mutete schon befremdlich an, wenn Hitlers Sekretärin oder sein letzter Telefonist zu Hauptzeugen geadelt wurden und sie und andere vor allem aus heutiger Sicht berichteten - mehr über sich selbst als über die tatsächlichen Geschehnisse.

Was haben wir aber von jenen erfahren, deren Dörfer und Städte von Deutschen zerbombt und niedergebrannt wurden, von jenen, die alles verloren, was ihnen liebenswert und heilig war?

Ich habe von ehemaligen deutschen Soldaten nicht selten gehört, wie froh sie sind, dass die Russen mit Deutschland nicht das gemacht haben, was die Deutschen in der Sowjetunion anrichteten. Diese Männer wissen auch um die Gründe des rasend machenden Hasses, der manchen Kämpfer der Roten Armee dazu brachte, es den Deutschen zunächst mit gleicher Münze heimzahlen zu wollen.

Die Zahl derer, die aus eigenem Erfahren quasi immun gegen neue und alte Verfälschungen sind, wird immer geringer. Es gibt sie aber noch, und man kann ihnen begegnen.

...

Am 18. Mai schrieb ich eine E-Mail nach Moskau, an Frau Waltraut Fritzowna Schälike. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Ja sie habe vor einigen Jahren ihre Lebensgeschichte aufgeschrieben. Aus einem Koffer, den sie die ganzen Jahre wie ihren Augapfel hütete, habe sie die alten Briefe, Fotos und Tagebücher hervorgeholt und ihre Erinnerungen für ihre Kinder und Enkel aufgezeichnet. Was will aber der seltsame Deutsche damit? Mein Gott! Gut, soll er sie ruhig lesen.

...

Ehrlich, sachlich, ohne nachholende Beschönigung, erzählt Waltraut Schälike aus der Geschichte ihrer Familie. Wer in solch einem Elternhaus aufwuchs, dem waren ungewöhnliche Begegnungen wohl in die Wiege gelegt.

Sie hat viele gesehen, die in der Kommunistischen Internationale, der Komintern, Rang und Namen hatten. Sie beschreibt ihre Begegnung mit Dimitrow, war 1936 mit der Familie Friedrich Wolfs im Urlaub im Kaukasus, spielte als Kind mit Markus und Konrad und mit Gregor Kurella. Sie wohnte unter einem Dach mit „Tante“ Lotte, die damals Kühn hieß und noch nicht mit Walter Ulbricht verheiratet war. Deren früherer Lebenspartner Erich Wendt war ein enger Freund der Schälikes und diese hielten ihm auch die Treue, als er in die Mühlen der Stalinschen Justiz geriet.

Waltraut besuchte eine Schule, in der viele Kinder der sowjetischen Elite lernten. Hier wurde sie auch mit Swetlana Stalina bekannt. Sie spürte hautnah den Todeshauch der Repressalien der Jahre 1937 und 1938. Schließlich erlebte sie als Heranwachsende das sowjetische Hinterland während des Krieges. Es war die Zeit, in der der Name Fritz, ihr Vatersname, als Schimpfwort galt. Ja, sie war eine Deutsche in einem Land, das durch Deutsche unsägliches Leid erfuhr.

Offen und voller Mitgefühl beschreibt sie die Sowjetunion und ihre Menschen, ohne falsches Pathos, ohne trügerische Heroisierung. Man sieht ihre Figuren, das Kindermädchen Gruscha, die Lehrerin Jasnopolskaja oder den Arbeiter „Tschelkasch“ leibhaftig vor sich.

Sie setzt den hunderten Kindern und Jugendlichen, die während des Krieges im Kinderheim der Komintern, von den Eltern quälend lange getrennt scheinbar gefahrlos lebten, ein bleibendes Denkmal. Ihr Buch ist nicht zuletzt eine innige Liebeserklärung an ihre Eltern und die beiden Brüder.

1940, mit dreizehn Jahren, wollte Waltraut Schälike keine Deutsche sein. Heute gibt es für sie Wichtigeres. Sie und ihre Kinder und Enkel sind längst in verschiedenen Kulturen zu Hause.

## **Leseproben:**

### **Gruscha**

Gruscha war 1931 aus einem Dorf nach Moskau gekommen, ein absoluter Landmensch, noch dazu Analphabetin. Meine Mutter lehrte Gruscha lesen und schreiben, und an den Stellen im Zimmer, wo Gruscha den Schmutz übersehen hatte, schrieb sie „Gruscha“ in den Staub. Wenn Mutter zur Arbeit musste, bat sie Gruscha, im Zimmer nach ihrem Namen zu suchen. Abends berichtete Gruscha dann voller Freude von ihrem Fund.

Gruscha war keine junge Frau mehr und kleidete sich so, wie es auf dem Lande Brauch war: eine hüftlange Jacke, ein bodenlanger, sehr weiter, dunkler Rock, auf dem Kopf ein Dreieckstuch. So gewandt führte sie mich auf dem Twerskoi Boulevard spazieren. Sie nahm würdevoll auf einer Bank Platz, und ich durfte nach Lust und Laune auf ihrem Schoß sitzen oder mit der Schaufel zu ihren Füßen in der Erde buddeln. Im einen wie im anderen Falle machte Gruscha in aller Ruhe ihr Nickerchen, als gäbe es ringsum niemanden außer uns beiden. Gruscha erholte sich auf dem Twerskoi Boulevard von ihrem Landleben. Ich störte sie dabei nicht und ging ihr auch nie auf die Nerven. Doch bei unseren Spaziergängen brachte mich Gruscha jedes Mal ganz schön ins Schwitzen. Es war nämlich so, dass Gruscha unter ihrem riesigen Rock keinerlei Hosen trug, nicht einmal einen Schlüpfer. Für mich war das etwas Unerhörtes, ein großes, schreckliches Geheimnis, und ich hatte Angst, irgendjemand könnte auf dem Twerskoi Boulevard unversehens Gruschas Geheimnis lüften. Dann aber würde sie vor Scham sterben. Und gemeinsam mit ihr würde auch ich im Erdboden versinken. Aber Gruscha hatte vor solcher Art „Enthüllungen“ nicht die geringste Angst und, o Schreck, manchmal, wenn sie „einmal musste“ und es nicht mehr aushielt, suchte sie sich einfach einen Platz hinter der Bank, machte die Beine breit und ...

Wie ich diese Minuten fürchtete! Wie ich mich bemühte, sie zu vermeiden! Ich versuchte dann, Gruscha nach Hause zu ziehen, bevor sie diese „unschickliche Sache“ tun konnte. Doch ohne den geringsten Erfolg. Gruscha ging genau so lange mit mir spazieren, wie man ihr aufgetragen hatte, und tat „das Ihre“, wann sie es musste. Sie war sehr ruhig und sehr ausgeglichen.

Gruscha liebte mich ohne viele Worte und leidenschaftslos, niemals gab sie mir einen Klaps, was ich auch angestellt haben mochte, ganz anders als Mutter.

Und Gruscha glaubte an Gott. Das wollte mir einfach nicht in den Kopf. Wie konnte man nur denken, dass in den Wolken irgendein lieber Gott lebte? Der musste doch von dort auf die Erde herunterfallen, weil man in den Wolken gar nicht sitzen kann!

Ich versuchte, Gruscha meine atheistische Weltsicht nahe zu bringen, aber sie war unzugänglich. „Der liebe Gott ist überall“, erklärte sie mir. „Und er sieht alles.“ Weiter gedieh unser Streit nie. Ich sprach immer wieder von den Wolken, in denen man unmöglich leben kann, und Gruscha von dem alles sehenden Auge Gottes. Ich verstand nicht, warum Gruscha sich von meinen Argumenten nicht überzeugen ließ. Und sie verstand nicht, wie ich leben konnte, ohne an Gott zu glauben. Doch unsere unterschiedlichen Auffassungen störten uns nicht.

Zu Ostern nahm mich Gruscha mit in die Kirche, ohne Wissen meiner Mutter. In der Kirche gefiel es mir. Es brannten so viele Kerzen, dass die ganze Luft nach Wachs duftete. Die vergoldeten Rahmen der Ikonen funkelten in mystischem Einklang mit dem flackernden Lichtermeer der vielen hundert Kerzen. Es waren viele Menschen dort. Sie alle standen unter dem schönen, bunt bemalten Deckengewölbe, still und feierlich, niemand drängelte, ganz anders als beim Schlangestehen. Mehr vermochte ich von meiner kindlichen Warte aus zwischen all den Beinen rings um mich her nicht zu erkennen. Mich auf den Arm zu nehmen fiel Gruscha nicht ein. Sie war ganz in stummem Gebet versunken. Ich glaube, dass der österliche Kirchengang für Gruscha ein geheimes Mittel sein sollte, um mir Gott nahe zu bringen und meine unschuldige Kinderseele zu retten. Wenigstens auf diese Weise, wenn schon niemand Anstalten machte mich zu taufen.

Gruscha war sehr gutmütig.

Doch dann verschwand sie aus meinem Leben, und ich ging wieder in den Kindergarten. Als ich erwachsen war, erklärte mir Mutter die Trennung von Gruscha damit, dass ich mit meinen fünf Jahren versucht hatte, Gruscha herumzukommandieren, und dass Gruscha mir bedingungslos gehorchte. „Du sagtest: ‚Gib mir das, bring mir jenes.‘ Und Gruscha tat es. Ich wollte aber nicht, dass du aufwächst wie eine Prinzessin, die sich bedienen lässt. So mussten wir Gruscha entlassen, obwohl das Leben für uns dadurch sehr viel schwieriger wurde.“

Gruscha musste gehen, weil sie so gutmütig war. Dabei hätte sie mir die Großmutter ersetzen können, die ich nie bei mir hatte und die ein Kind wegen ihrer nachsichtigen, alles verzeihenden Liebe so dringend braucht. Das hat Mutter nicht verstanden. Oder hatte sie Angst davor bekommen?

Vielleicht war Gruscha aber auch deshalb entlassen worden, weil meine Eltern sich eine „Arbeitskraft“ einfach nicht leisten konnten und derartige „bourgeoise Allüren“ für sie auch nicht zeitgemäß waren.

In die Kirche bin ich danach noch oft gegangen, zusammen mit meinen Freundinnen aus dem „Lux“. Auf dem Puschkinplatz stand damals noch das Strastnoi-Kloster. Dort gab es eine Ikone der Gottesmutter, von der es hieß, sie könne Tränen vergießen. Wir sind dorthin gegangen, um den Moment abzupassen, da aus den Augen der Gottesmutter Tränen flossen. In der halbdunklen Kirche starrten wir lange in das leidende Gesicht der Gottesmutter, unschlüssig, ob wir an das Wunder glauben sollten oder nicht. Zugleich kam uns aber auch der Gedanke, dass es dort wahrscheinlich irgendeine raffinierte Vorrichtung gab, die von den Popen einschaltetet werden konnte, wenn sie glaubten, auf die Gläubigen Eindruck machen zu müssen. Mitglieder der Gemeinde waren wir nicht, wir waren einfach nur neugierige Kinder. Und für uns hat die Gottesmutter niemals auch nur eine einzige Träne vergossen.

Dennoch ließen wir nicht davon ab in das Strastnoi-Kloster zu gehen. Es hätte ja sein können, dass sie plötzlich doch noch weinte.

Später wurde das Kloster abgerissen. Und jetzt steht dort das Filmtheater „Rossija“.

68



Laise Schälike mit Sohn Wolfgang, 1937

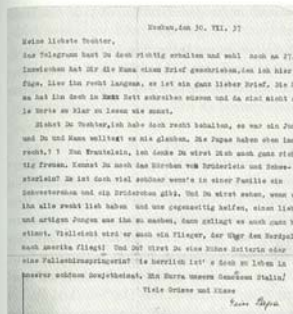
Von seinem Hochgefühl berichtete Vater mir in seinem Brief vom 30. Juli. Er schrieb mir einen wirklich erwähnenswerten Brief, der für jene Zeit äußerst charakteristisch war.

Moskau, den 30. VII. 37

Meine liebste Tochter,

das Telegramm hast du doch richtig erhalten und wohl noch am 27.7. Inzwischen hat dir die Mama einen Brief geschrieben, den ich hier beifüge. Lies ihn recht langsam, es ist ein ganz lieber Brief. Die Mama hat ihn doch im Bett schreiben müssen, und da sind nicht alle Worte so klar zu lesen wie sonst. Siebst du Tochter, ich habe doch recht behalten, es war ein Junge, und du und Mama wollten es nie glauben. Die Papas haben eben immer Recht!!! Nun Trautelein, ich denke, du wirst dich auch ganz richtig freuen. Kennst du noch das Märchen von Brüderlein und Schwesterlein? Es ist doch viel schöner, wenns in einer Familie ein Schwesterchen und ein Brüderchen gibt. Und du wirst sehen, wenn

69



„Hurra unserm Genossen Stalin!“ Vaters Brief vom 30. Juli 1937 an mich aus Anlass von Wolfgang Geburt

wir ihn alle recht lieb haben und uns gegenseitig helfen, einen lieben und artigen Jungen aus ihm zu machen, dann gelingt es auch ganz bestimmt. Vielleicht wird er auch ein Flieger, der über den Nordpol nach Amerika fliegt! Und du? Wirst du eine kühne Reiterin oder eine Fallschirmspringerin? Wie herrlich ist's doch zu leben in unserer schönen Sowjetheimat. Ein Hurra unserm Genossen Stalin!  
Viele Grüße und Küsse.  
Dein Papa

Dieser Brief meines Vaters sollte eigentlich ohne Kommentar bleiben. Doch Rolf, dem ich Vaters Opus Anfang des 3. Jahrtausends zu lesen gab, stellte eine naive Frage zum „Hurra unserm Genossen Stalin!“.

„Hat Vater das ernst gemeint? Da hat er sich doch wohl verstellt, nicht wahr?“

Keineswegs, er hatte sich nicht im Geringsten verstellt! Er war glücklich über die Geburt des Sohnes und, wie es für ihn damals selbstverständlich war, hat er das Gefühl der überschwänglichen Vaterliebe zu seinem Sohn zugleich auf das ganze Land des Sozialismus und auf den Genossen Stalin ausgedehnt. Vater hat Stalin damals natürlich geliebt wie Millionen seiner

## **Ein Kochgeschirr**

*Ich sah im Sommer 1944 in Moskau auch die schier endlose Kolonne deutscher Kriegsgefangener, die, flankiert von ihren Bewachern, durch die Straßen der sowjetischen Hauptstadt zog. Sie waren im Verlauf der erfolgreichen Offensive der Roten Armee in Belorussland in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten.*

*Wie unzählige andere Sowjetbürger fiel es mir während des Krieges schwer zu begreifen, wie es dazu kommen konnte, dass Deutsche solche Grausamkeiten begehen konnten. Wie konnten sie als Duschräume getarnte Gaskammern erfinden? Was brachte sie dazu, medizinische Experimente an Kindern durchzuführen? Wie kam es, dass sie sich die Vernichtung ganzer Völker zur Aufgabe machten? Wie konnten die einfachen Deutschen schließlich den Faschisten glauben und ihnen folgen?*

*Die Fragen quälten nicht nur meine Schulfreunde, sondern auch mich, das in Berlin geborene sowjetische Mädchen, welches sich trotz aller Widrigkeiten nie als Fremde in seiner neuen Heimat gefühlt hatte.*

*Deshalb hastete ich auch sofort zum Gartenring, als ich erfuhr, dass dort die Kolonnen der Kriegsgefangenen entlang ziehen. Ich wollte mir den Anblick der „echten“ Deutschen nicht entgehen lassen. Ich wollte jene Deutsche sehen, die das Land, das für mich Heimat war, überfallen und verwüstet hatten.*

*Die Männer, die ich erblickte, liefen, einem riesigen grauen Strom gleichend, schnellen Schrittes, ohne Halt. Ich tastete mit den Augen die schnell wechselnden Gesichter ab, versuchte zu ergründen, was sie fühlten, was sie in diesem flüchtigen Moment dachten.*

*Da kamen sie nun, wenige Meter von mir entfernt durch Moskaus breite Straßen. Ich, auch eine Deutsche, stand inmitten der unzähligen Moskauer, die gekommen waren, diejenigen zu sehen, die ihre Verwandten und Landsleute getötet hatten. Ich kann nicht sagen, was mich in diesen Minuten mehr interessierte, die an mir vorbeigehenden fremden Soldaten in ihren feldgrauen Mänteln oder die Menschen, die mit mir auf dem Bürgersteig standen?*

*Insgeheim hoffte ich, dass es von keiner der Seiten zu Hassausbrüchen kommen würde, obwohl mir mein Verstand sagte, dass mein Wunsch wohl illusorisch sei.*

*Da stand ich nun und schaute in die schweigenden Gesichter der am Rande Verharrenden und der auf dem Asphalt Dahinziehenden. Für mich völlig unerwartet ging von der ganzen Szenerie etwas Unerklärliches aus. Alles wirkte so alltäglich, ja fast banal. Das war umso erstaunlicher, als doch allen Anwesenden, sowohl den die Straßen säumenden Siegern als auch den vorbeilaufenden Besiegten, bewusst sein musste, dass sie Augenzeugen eines historischen Ereignisses waren, beziehungsweise an diesem teilhatten. Niemand jedoch schien die Größe und Bedeutung des Momentes recht zu erfassen.*

*Unter den vorbeischreitenden Gefangenen machte ich lediglich einen einzigen aus, der dem Bild entsprach, das sich in meinem Unterbewusstsein von „echten Deutschen“ geformt hatte. Dieser trabte inmitten der ungeordneten Reihen mit trotzig gesenktem Kopf. Seine Augen waren starr auf den Asphalt gerichtet, die Lippen hielt er zu einem schmalen Strich zusammengedrückt, und die Hände waren krampfhaft zu Fäusten geballt. Es schien, als wolle er mit jedem Schritt, mit jeder Bewegung des sehnigen, angespannten Körpers den Umstehenden seine Verachtung, seinen Hass und seinen Stolz entgegenschleudern.*

*Doch war dieser ältere Mann eine Ausnahme inmitten der meist blutjungen Gefangenen, die mit erhobenen Köpfen ständig mit den neben ihnen laufenden zusammenstießen, weil sie ihre Blicke hastig über die Gebäude, die die Ringstraße säumten, und die Gesichter der unzähligen Schaulustigen auf den Bürgersteigen gleiten ließen.*

*Diese Jungen blickten voller Interesse auf die schicksalhafte Kulisse ihres sonderbaren Marsches, auf Moskau und die Moskauer. Es erweckte den Eindruck, als wollten sie alles in sich aufnehmen, um ja nichts zu vergessen. Sie erschienen mir vor allem interessiert. In ihren Augen konnte man eine Neugierde erkennen, die durchaus freundlich war. Von Boshaftigkeit keine Spur! Sie waren am Leben geblieben und würden, wenn alles gut geht, den Krieg lebend überstehen. Das waren ganz gewöhnliche Menschen. Fast hätte man annehmen können, sie unternähmen zufällig einen Ausflug.*

*Ich war offenbar nicht die Einzige, die erstaunlicherweise nicht von einem festlichen Hochgefühl oder gar von einer Jubelstimmung ergriffen wurde, als die Kriegsgefangenen an uns vorbeizogen.*

*Unweit stand ein altes Mütterchen. Es war auf den ersten Blick zu erkennen, dass sie keine Hauptstädterin war, sondern aus einem Dorf stammte. Sie begann plötzlich zu jammern: „Herr im Himmel, was sind das bloß für Jüngelchen, die gehören doch in die Sauna zum Baden und Schwitzen. Diese armen Burschen!“*

*Keiner der Umstehenden stimmte in das Lamento der Alten ein, das so ganz und gar nicht der Feierlichkeit des Augenblickes zu entsprechen schien. Aber es fand sich auch niemand, der ihrer absurd anmutenden Idee widersprach. Selbst ein bejahrter stattlicher Mann mit einem beeindruckenden Vollbart, eine Gestalt, die direkt von einem der Partisanenplakate herabgestiegen zu sein schien, schwieg. Er war aber der Einzige, der auf die geschlagenen Feinde so blickte, wie es sich auch für die Übrigen geziemt hätte, verächtlich, mit demonstrativer Herablassung, mit einem durchdringenden kalten Blick. Seine geballten riesigen Fäuste verrieten einen abgrundtiefen Hass gegen die graue Masse der durch Moskau laufenden geschlagenen Fremdlinge.*

*Ja, er war der einzige, den ich mit einem solchen Ausdruck, mit solchen Fäusten um mich herum erblickte. So wie ich nur einen einzigen Deutschen gesehen hatte, dessen ganze Gestalt feindsselige Abwehr signalisierte.*

*In den Mienen der übrigen Moskauer konnte ich lediglich Neugier und zum Teil Erstaunen darüber lesen, dass der gestern noch so tödliche, furchtbare, Angst einflößende Feind nun geschlagene an ihnen vorbeizog.*

*Er war jetzt zum Greifen nahe und ungefährlich für sie. Hass? Nein, von Hass war, aus welchen Gründen auch immer, nichts zu spüren. Der erhöhte Bürgersteig war von einfachen Moskauern bevölkert, die ganz so auf den feldgrauen Zug sahen, als ob sie sich im Kino einen sonderbaren, interessanten Film anschauten.*

*Aus den Gesichtern der mit Gewehren bewaffneten Begleitsoldaten jedoch, die den Zug in angemessenen Abständen weniger bewachten als vielmehr eskortierten, war deutlich zu erkennen, dass sie sich der Bedeutung des Momentes bewusst waren. Sie strahlten hoheitsvolle Strenge, Konzentration und Wachsamkeit aus.*

*Die Kriegsgefangenen liefen in schier endlosem Zug. Da geschah etwas in der Marschkolonne, was die ohnehin nicht sonderlich ordentlichen Reihen für einige Sekunden vollends durcheinander brachte. Wie sich bald herausstellte, hatte ein blutjunger Soldat, offensichtlich abgelenkt in seiner selbstvergessenen Betrachtung der Szenerie, nicht bemerkt, dass sich sein Kochgeschirr vom Halteriemen löste. Das kleine topfähnliche Ding fiel scheppernd auf den heißen Asphalt. Der Junge bückte sich schnell und versuchte, das Gefäß behände wieder aufzuklauben. Die unverdrossen nachrückenden Marschreihen jedoch machten es ihm unmöglich, den kleinen Metallkessel zu erhaschen. Bemüht, die Ordnung nicht aufzulösen, gaben sie ihm keinen Raum, setzten eisern und unentwegt ihren Marsch durch Moskau fort.*

*Der arme Bursche blieb einen Moment verwirrt stehen. Einer der Gefangenen stieß das Kochgeschirr wie einen Fußball in Richtung des Pechvogels, um ihm zu helfen, sein Geschirr wiederzubekommen. Die unzähligen Beine auf dem Weg dahin verhinderten aber, dass dieser wieder auf direktem Weg zu seinem Besitz gelangte. Der unglückliche Soldat stand immer noch, auf ein Wunder hoffend, im Strom der Dahinschreitenden. Deutlich war zu erkennen, dass er davor zurückschreckte, die ohnehin desolate Marschordnung noch mehr durcheinander zu bringen.*

*Da trat plötzlich eine junge Frau aus der Masse der Moskauer, die das Trottoir säumten und den ungewöhnlichen Zug beäugten. Sie lief direkt auf das graue Dickicht der Soldatenleiber zu, die immer noch das Blechgeschirr mit den Füßen polternd hin und her schoben. Dieses lag in unmittelbarer Reichweite der unverhofften Helferin. Es wäre ihr also durchaus möglich gewesen, den für den Soldaten lebensnotwendigen Metallnapf kurzerhand aufzuheben und ihn dem armen Kerl in die vor Hilflosigkeit und Erschrecken zitternden Hände zu drücken.*

*Da ergriff die riesige Pranke des vollbärtigen „Partisanen“ die Frau an der Schulter und zog sie mit hünenhafter Kraft in den Zuschauerpulk zurück. „Wohin willst Du? Wohl verrückt geworden?“ fragte der Alte bedrohlich. Die Frau ging verlegen an ihren Platz zurück. Wieder sagte keiner der Umstehenden auch nur ein Wort.*

Der deutsche Soldat aber, der verstört von dannen trabte, um seinen Platz in der Marschkolonnen wieder einzunehmen, blieb ohne sein Kochgeschirr. Dieses polterte weiter zwischen den Füßen der dahinziehenden feldgrauen Gestalten, und keiner unternahm auch nur einen Versuch, wenigstens für eine Sekunde einzuhalten und es aufzulesen.

Ein kleiner, banaler, fast unbeachteter Zwischenfall. In der heißen Luft über dem historische Zug der Kriegsgefangenen durch Moskau schwirrte aber etwas nicht Alltägliches mit. Der durch Krieg und Tod geschaffene, unüberwindbar erscheinende eherne Wall zwischen einfachen Deutschen und den leidgeprüften Bürgern der Sowjetunion in Gestalt der Moskauer Bevölkerung, bekam im Sommer 1944 auf dem Gartenring erste unsichtbare Risse.

Mir aber, die ich mich mit der Frage, wie die Deutschen den Faschismus zulassen konnten, herumplagte, hat das erste Zusammentreffen mit diesen „richtigen“ Deutschen nicht weitergeholfen. Was ich sah, waren ... Menschen.

Weiter am 10. und 23. November 1942:

Liebe Mama und Papa!

Am 7. November war eine Feierstunde. Die Kleinen traten auf. Unsere Jungen nicht. Sie wollten bei mir bleiben. Die Kleinen erhielten »Briefe« von den Eltern und Geschenke. Das wäre erst einmal alles.

Küsse Trautel.

Am freien Tag bekamen die Kleinen Geschenke und Süßigkeiten und waren sehr zufrieden. Wölfi hatte eine zerkratzte Nase und erzählte mir, dass das ein Wolf gemacht hat, der aus dem Wald kam. Sie phantastieren jetzt überhaupt viel. Rolf zum Beispiel hat Holz gesägt, und Tante Walja hat mit dem Holz die Ofen geheizt. Wölfi kann schon Bleistifte ansitzen (anspitzen), er näht gerne. Er isst nie alle Bonbons auf, sondern bringt unbedingt welche für den Artik, mit dem er befreundet ist. Rolf erzählt, dass er viel Kascha isst und darum bald groß sein wird.

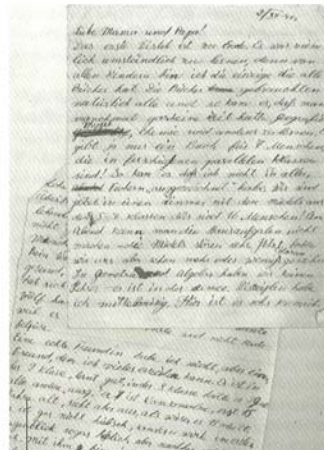
Weiter: Berichte an die Eltern:

Am freien Tag waren beide wieder bei mir. Ich machte ihnen einen Tee mit Zwieback, Bonbons und Schokolade. Sie aßen sich satt. Wir lasen die Büchlein, die ihr geschickt habt. Rolf erzählte uns (Wölfi und mir) ein Märchen und trug ein Gedicht vor. Er sah sehr spassig aus. Wölfi erzählte, wie sie im Kindergarten spielen. Sie spielen das Märchen »Der graue Wolf und die sieben kleinen Ziegen«. Die Leiterin sagt jedes Mal, dass Wölfi gut spielt und hauswirtschaftliche Arbeit sehr gerne hat.« (Brief vom 24. Dezember 1942)

Rolf hat man im Kindergarten den Schal gestohlen (fala). Man will ihm einen neuen Mantel nähen und gegen den alten austauschen. Ich war nicht einverstanden, da der neue schlechter sein würde als der alte. Vom 1. bis 6. Januar haben wir Ferien. Ich will ihm eine Wattejacke nähen. Weiß nicht, ob ich Watte bekomme. Aber irgendetwas werde ich mir schon ausdenken. (Dezember 1942, Postkarte)

Eine Wattejacke zu nähen war für mich kein Problem, und ich schaffte es sogar, ihm richtige Walenki, Filzstiefel, aus einer alten Decke zu fertigen. Ich habe den Zuschnitt gezeichnet, selbst geschnitten und genäht. Rolf jedenfalls gefielen sie sehr, wurden aber dann doch nicht gebraucht.

Die älteren Jungen verließen »Lesnoi«. Auch meine Freundin Elga war in Ufa mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Von dort ging es bald schon



Brief an die Eltern vom 2. Dezember 1942

zurück nach Moskau. Auch meine Gedanken flogen jetzt immer öfter in die Stadt meiner Sehnsucht. Doch in Wirklichkeit ging ich nach wie vor in die Dorfschule, zählte zu der immer geringer werdenden Zahl der dort verbliebenen älteren Schüler des Internats der Komintern. Ich wollte lernen. Schließlich hatte ich den Lehrgang in der geheimnisvollen Einrichtung der Kommunistischen Internationale abgelehnt, um die Schule zu beenden.

Unsere Schule befand sich in dem Ort Krasnyje Baki. Der Weg dorthin führte durch den Wald, dann mit dem Boot an das andere Ufer der Wetluga, wo unsere Schule stand. Das waren sieben bis acht Kilometer.

Der Unterricht für die oberen Klassen fand in der vierten Schicht statt, so dass wir erst am späten Abend nach Hause gingen. Dem Fahrmann passte es überhaupt nicht, so lange Dienst zu tun. Daher streikte er eines Tages.

Im Brief vom 5. Oktober 1942 berichte ich Elga darüber:

## Presse:

20.09.2006 „junge Welt“ »Ich bin russifizierte und multikulturelle Deutsche« Eine Kindheit in Berlin und Moskau und das Leben im Hotel Lux bis 1949. Ein Gespräch Waltraut Schälke

Waltraut Schälke, 1927 in Berlin geboren, arbeitet als Marxforscherin in Moskau

### Der Titel Ihres Buches lautet: »Ich wollte keine Deutsche sein«. Wie kam er zustande?

Als 13jährige erfuhr ich 1940 in der Schule in Moskau, daß ich staatenlos bin und in den Komsomol erst mit 16 Jahren eintreten darf. Ich schrieb damals in mein Tagebuch: »Was für ein Quatsch, ich will ja gar keine Deutsche sein, ich will in den Komsomol.« Frank Preiß, der Herausgeber meines Buches, las das und da kam ihm wahrscheinlich der Gedanke, daraus den Titel zu machen. Ich war zuerst schockiert, aber jetzt gefällt mir diese Überschrift, einfach, weil das Thema der nationalen Frage und der nationalen Identität durch mein ganzes Leben geht, und das war der Anfang.

### Und heute?

Ich bin eine Deutsche, aber eine russifizierte Deutsche und nicht nur russifiziert. In meiner Familie gibt es Tuwiner und Kirgisen, eine Multikultur. Das, was ich in der Kindheit als Negation formulierte, würde ich jetzt anders sagen: Im Prinzip ist es mir egal.

***Ihr Buch handelt von der Zeit im Moskauer Hotel Lux, in dem viele ausländische Kommunisten in den 30er und 40er Jahren lebten. Sie waren dort bis 1949. Was blieb Ihnen als besonders prägend im Gedächtnis?***

Nehmen wir die schwere Zeit 1937/38. Meine Eltern hatten einen Kreis, in dem Vertrauen herrschte. Freunde wurden verhaftet, z.B. Erich Wendt, der erste Ehemann von Lotte Ulbricht und Freund meiner Eltern. Es kam überhaupt nicht der Gedanke auf, daß er oder andere Verräter seien. Mir, der Zehnjährigen, wurde erklärt, Erich ist kein Feind. Es ist einfach so: Die Sowjetunion hat Feinde, die wollen soviel wie möglich schaden und darum verleumden sie wichtige, gute Menschen, aber die Wahrheit wird siegen. Darauf baute der Optimismus, daß alles wieder gut wird. Es war bei uns nicht so, daß die Freundschaften aufhörten, daß man sich aus dem Weg ging, wie ich es in vielen Memoiren lese. Bei uns half man sich gegenseitig. Es gab wahrscheinlich im Lux auch andere Sphären, und da war wahrscheinlich eine andere Stimmung. Für meine Mutter, das wird komisch klingen, aber im Buch erzähle ich darüber, waren die Jahre 1937 bis 1939 die glücklichste Zeit ihres Lebens. Sie brachte zwei Kinder zur Welt. Sie schrieb, daß wir nie soviel gelacht haben, obwohl sie und mein Vater arbeitslos waren. Ich war Teenager und frech. Sie hat sich ans Private gehalten und vertraute ihren Freunden, die verhaftet waren. Das war die Grundstimmung.

***Ihre Eltern und Brüder gingen nach dem Zweiten Weltkrieg zurück nach Deutschland, sie blieben zunächst in Moskau, lebten dann 40 Jahre in Kirgisien. Warum?***

Ich wollte unbedingt zu Ende studieren, Marxistin werden, und dachte mir, daß ich in Deutschland diese Bildung nicht bekomme. Ich wollte nachkommen, aber es entwickelte sich anders. Ich wurde aus der Uni und aus dem Komsomol ausgeschlossen, weil ich bestimmte Fragen stellte. Der Ausschluß wurde aber zurückgenommen, weil mir Stalins Tochter, die in meinem Kurs war, half. Ich weiß nicht wie, aber sie sagte, ich solle mich nicht beunruhigen. Mit dem Stempel einer riesengroßen Rüge wegen Zweifel an der Generallinie der Kommunistischen Partei, so dachte ich, kann ich nicht nach Deutschland. Ich wollte mit meiner Arbeit beweisen, daß ich eine treue Sozialistin bin, und ließ mich nach Kirgisien schicken. So richtig als Komsomolzin: Jetzt beweise ich es. Es war auch ein Klischee.

***In welcher Situation sind heute marxistische Kräfte in Rußland?***

Erst mal ist Marx verpönt. Unter den Intellektuellen will niemand den Namen Marx hören. Aber die Situation verändert sich. Im Februar wurde ich z.B. eingeladen, in der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über das Thema »Brauchen wir Marx?« zu halten. Ich hatte unerwarteten Erfolg und wurde zu weiterer Mitarbeit eingeladen. In der politischen Sphäre sehe ich ziemlich schwarz. Die offizielle Kommunistische Partei steht auf stalinistischen Positionen, und das ist Käse. Es gibt kleinere Gruppierungen wie »Renaissance des Sozialismus«, die ernsthafte Arbeit leisten.

*Interview: Arnold Schölzel*

Interview mit W. Schälike im „Neuen Deutschland“ v. 04.11.06:

04.11.06

## **Mensch bleiben**

**Waltraud Schälike über Marx, das Hotel »Lux«, Glauben und Enttäuschungen**



Die Tochter des Gründers des Dietz-Verlages, Fritz Schälike, gab bei Dietz ihre Kindheitserinnerungen heraus: »Ich wollte keine Deutsche sein«

Foto: U.Winkler

Sie hat ihren Marx gründlich studiert und nennt sich gemäß einer Marx'schen Formulierung in den Feuerbach-Thesen eine »Anhängerin der menschlichen Gesellschaft«. Dabei hat sie schon als Kind Unmenschlichkeit hautnah erlebt.

Waltraud Schälike ist ein Kind des »Lux«, des berühmt-berüchtigten Hotels der Komintern in Moskau. Mit vier Jahren kam die 1927 in Berlin geborene Tochter der deutschen Kommunisten und Antifaschisten Luise und Fritz Schälike nach Moskau. Mit 22 Jahren befreit sie sich vom »Lux« und kehrt der Hauptstadt den Rücken, übersiedelt nach Kirgisistan, lehrt Geschichte und forscht zu Marx. Mit der heute wieder in Moskau Lebenden sprach Karlen Vesper.

---

**ND: Der Jahrestag der Oktoberrevolution steht bevor – Marxens Vision einer besseren Gesellschaft sollte sich erfüllen. Hat sich nicht erfüllt. Marx gilt als widerlegt.**

Schälke: Ich glaube an eine Marx-Renaissance. Es geht nicht anders.

### **Wieso nicht?**

Weil Marx bis jetzt der einzige Philosoph geblieben ist, der ganzheitlich die Triebkräfte der Geschichte der Menschheit analysiert hat. Alle anderen haben nur einen Ausschnitt im Blick gehabt: der Eine nur den Schwanz des Elefanten, der Andere nur den Rüssel, und jeder meinte, das sei der ganze Elefant. Und weil schon der junge Marx wie auch der junge Engels wussten, was Kapitalismus bedeutet. Sie kannten dessen durchaus produktiven, aber auch scheußlichen Seiten. Es roch nach Revolution in Europa ...

### **Heute »schreien die Verhältnisse nach Revolution«, meint Klaus Staeck. Stimmen Sie dem zu?**

Vielleicht stecken wir schon mittendrin. Zumindest nach Marxens Begriff der Epoche sozialer Revolutionen. Sie ist von großen Wandlungen und Veränderungen gekennzeichnet. Der Kapitalismus ist in der Krise. Die sogenannte Dritte Welt will nicht mehr so leben, wie ihr aufgezwungen wurde. Es entlädt sich neuer gesellschaftlicher Explosivstoff. Das ganze Wirrwarr in den Köpfen ist gesetzmäßig ...

### **Wieder so ein Wort, das heute verpönt ist. Sie sind noch stark von Marx »infiziert«.**

Er überzeugt mich, seine Methodik, seine Analyse. Marx und Engels haben keine sklavische Unterwerfung unter ihre Ansichten verlangt. Engels hat sogar einmal, sinngemäß, gesagt: Was wir über die Zukunft denken, das ist den nächsten Generationen wurscht.

Wichtiger ist, ähnlich wie Marx, in die Wirklichkeit hineinzuschauen, um zu erkennen, wo die Probleme liegen und wo sie eventuell schon gelöst oder auf dem Weg einer Lösung sind. Ich bin davon überzeugt, dass die Menschheit bereits eine Wende vollzieht. Egal, ob man sich in Deutschland, in Russland, in Indien oder sonstwo umsieht, überall wird man Gemeinschaften entdecken, in denen Menschen menschlich miteinander verkehren, wo nicht Gewinn und Profit alles ist. Solche Gemeinschaften hat es immer gegeben. Sie entspringen einem natürlichen Bedürfnis, verbreiten sich kontinuierlich. Eine neue Gesellschaft ist trotz allem schon im Werden.

Ich habe Marxens Arbeiten von 1844/46 studiert: Die neue Gesellschaft wächst innerhalb der alten. Und für ihn war die Internationale nicht nur eine Verkehrsform, sondern eine Gemeinschaft der Solidarität für die Arbeiter. Also etwas Neues, ganz Anderes. Und auch heute hat jeder Mensch die Möglichkeit zu entscheiden, wie er in diesem System lebt, das in der Krise ist und Menschen entfremdet. Ob er Mensch bleibt oder nicht. Das eigentliche Problem ist die Entfremdung der Arbeit. Die meisten Menschen arbeiten nicht aus Freude, sondern, um Gehalt zu bekommen und zu konsumieren ...

### **Millionen Arbeitslose würden gern konsumieren ...**

... und sie wollen Arbeit, denn das steckt noch im Bewusstsein. Durch Arbeit erwirbt man Achtung. Man versteht nicht, wie man ohne Arbeit leben kann. Dabei kommt der Mensch ohne das Bedürfnis zu arbeiten zur Welt. Arbeit wird erzwungen, auf diverse Art. Schon Goethe machte einen Unterschied zwischen Arbeit und Schöpfung. Marx ist gerade die Selbstbetätigung wichtig – die den Bedürfnissen, Fähigkeiten, Möglichkeiten des Individuums entspricht.

### **Bringt aber nicht die Frühstücksbrötchen auf den Tisch.**

Heute meistens noch nicht. Aber es gibt viele Menschen, die das Prinzip erkannt haben. Auch mein ältester Sohn und meine Schwiegertochter, die sich in Kirgisstan um behinderte Kinder kümmern, nur mit privaten Spenden. Sie haben keine Reichtümer, wollen keine. Sie wollen Menschen helfen, die Hilfe benötigen, haben Freude an ihrer Tätigkeit, nutzen anderen.

### **Und dieser Art ist der »neue Mensch«, wie er als »Homo sovjeticus« trotz aller Propaganda nicht erschaffen werden konnte?**

Die falsche Ausgangsbasis war: »Alles, was für die Gesellschaft gut ist, ist auch für dich gut. Und was du selber willst, ist nur gut, wenn es der Gesellschaft nutzt.« So kann kein neuer Mensch entstehen, da streikt der Mensch, da arbeitet er schlecht oder gar nicht.

### **Also ein bisschen Egoismus sollte man jedem lassen?**

Natürlich. Aber ich würde das nicht Egoismus nennen, das ist heute ein Negativ-Wort. Ich würde von Selbstbewusstsein sprechen, von Identität. Du weißt, was du willst und was du kannst. Du willst glücklich sein, und du willst, dass die anderen glücklich sind. Erstrebenswert ist die Harmonie mit dir und allen anderen Menschen. Das meint auch das Kommunistische Manifest mit der wunderbaren Formulierung von der freien Assoziation freier Individuen.

### **Haben Sie eine solche im Moskauer Hotel »Lux« vorgefunden? Wo Familien vieler Nationen eng beieinander lebten, Gemeinschaftsküchen nutzten, gegenseitig auf ihre Kinder aufpassten, keiner über den anderen stand.**

Im Prinzip ja. Auf jeden Fall im Freundeskreis meiner Eltern. Das ist nicht direkt propagiert worden, dieses freie Zusammenleben entsprach dem Bedürfnis dieser Menschen, die an den Kommunismus glaubten. Und das war nicht die Nomenklatura, das waren, wie meine Eltern, Arbeiterkinder. Sie wollten die wahre Gleich-

heit leben.

**Wenn es in der Komintern zugeht wie in einer großen, netten Familie – wie konnte es dann zu den tödlichen Denunziationen kommen? Gerade im Hotel »Lux«.**

Ich würde nicht von Denunzianten sprechen, denn es gab ja nichts zu denunzieren. Diejenigen, die Menschen ans NKWD ausgeliefert haben, waren Verleumder.

**Haben Sie das so empfunden?**

Dass Sinowjew, Kamenew, Bucharin »Volksfeinde« waren, daran haben wir noch geglaubt. »Denn Stalin ist ein Genie. Gott sei Dank, dass wir ihn haben. Er schläft nie, das Licht im Kreml brennt die ganze Nacht.« Doch dann sind die guten Väter meiner Freundinnen verhaftet worden. Meine Mutter sagte: »Sie kommen zurück, sie sind keine Feinde.« Sie war überzeugt, dass unsere sozialistischen Gerichte gerecht sind. Die Väter kehrten nicht zurück. Aber der Glaube daran rettete uns, war ein psychischer Schutzmantel, um nicht zu verzweifeln, nicht verrückt zu werden. Den Gulag überlebten vor allem die, die ihren Glauben an Stalin nicht verloren haben. Zweifler zerbrachen.

**Ihren Eltern ist zum Glück nichts geschehen. War Ihnen das als junges Mädchen den Freundinnen gegenüber peinlich?**

Nein. Aber ich hatte natürlich Angst. Auf den Korridoren im »Lux« gab es keine Teppiche. Da waren die lauten Schritte stiefelbewehrter Männer zu hören. Dann das Klopfen. Ich befürchtete, einmal klopfen sie auch bei uns an.

Es war nicht angenehm, später, nach der Wende, gefragt zu werden: »Warum ist deiner Familie nichts passiert? Was haben deine Eltern getan?« Man sollte sich rechtfertigen, den Terror überlebt zu haben! Die Leute wissen ja gar nicht, wie das war: wie bei einer Lotterie. Zufällig hat es diesen, aber nicht jenen getroffen. Ich habe immer mit der Angst gelebt. Das Leben war gefährlich.

**Auch in poststalinistischer Zeit?**

Ja, in Kirgisstan. Auch an unserer Hochschule waren Bestechungen gang und gebe. Um aufgenommen zu werden, um die gewünschten Noten zu erhalten usw. Bestochen wurde mit Esspaketen, Hammelfleisch, Reis, Zwiebeln, alles was zum Plow gehört. Und mit Wodka. Das wurde einem vor die Tür gesetzt. Ich hatte das zuvor nicht für möglich gehalten. Und kämpfte dagegen an. An der Wandzeitung und in Theaterstücken haben wir das angeprangert, frei nach Dante: Die Sünder kommen mit Paketen. Das wurde uns verübelt. Ich hatte harte Auseinandersetzungen mit Funktionären, die meine Unerbittlichkeit in der Sache nicht begriffen.

**Sie haben, wie in Ihren Erinnerungen zu lesen ist, schon als Kind wider den Stachel gelockt.**

Das habe ich von den Dörwalds, der Familie meiner Mutter, geerbt. Als Schülerin meinte ich einmal: »Ob Marx Recht hat oder nicht, muss man erst untersuchen.« Mein Vater bekam einen Schreck, meine Mutter sagte: »Trautchen hat Recht.« Schließlich war es auch Marx' Devise: An allem ist zu zweifeln. Und in meiner Schule, die auch Kinder von Regierungs- und Politbüromitgliedern besuchten, wurden wir zu selbstständigem Denken erzogen.

**In tiefster stalinistischer Zeit?**

So war es. Und auch Swetlana Stalina hat oft opponiert.

**Weil sich das die Tochter des Generalsekretärs erlauben konnte.**

Nein. Swetlana Molotowa z. B. tat dies nicht, wollte gern privilegiert behandelt werden. Nicht so Stalins Tochter. Sie ist manches Mal ihren Wächtern ausgerissen und allein mit dem Trolleybus zum Kreml gefahren. Das hat uns begeistert. Sie war so lebendig und fröhlich. Ganz anders während des Studiums in Moskau, an der historischen Fakultät der Lomonossow-Universität; wir waren in einer Studiengruppe. Da war sie sehr schweigsam. Eingeschüchtert oder klug? Ich weiß es nicht. Sie schwieg jedenfalls, als ich wegen »Verbreitung von Skepsis« eine »letzte Verwarnung« erhielt. Aber als ich im letzten Studienjahr sogar aus dem Komsomol ausgeschlossen und von der Uni relegiert werden sollte, da hat sie interveniert.

**Und warum verbannten Sie sich selbst dann nach Mittelasien?**

Als ich nach der Rüge heulend im Flur stand, kam zwar der halbe Kurs, der eben gegen mich gestimmt hatte, zu mir, umarmte und tröstete mich. Auch der Komsomol-Vorsitzende. Das war sicher gut gemeint, für mich aber war das psychische Folter. Deshalb wollte ich nach dem Diplom so schnell wie möglich weg aus Moskau.

**Sie lehrten in Frunse, als Chruschtschow seine Enthüllungen über Stalin kundtat. Eine Schock?**

Chruschtschows Rede wurde im Kreis der Pädagogen verlesen. Wir sollten zustimmen. Ich konnte das nicht. Alles wurde jetzt Stalin in die Schuhe geschoben. Dabei haben die anderen mitgemacht. Ich fand das moralisch verwerflich. Und es hat in der Tat eine Weile gedauert, bis ich mich von Stalin befreite.

**Waren Sie in der Partei?**

Nein, aber 1954 habe ich dummerweise einen Antrag gestellt.

**Wieso dummerweise?**

Es genügte den Genossen nicht, was ich von mir erzählte. Sie haben bei der Lomonossow-Universität angefragt, und es kam ein Papier aus Moskau, in dem stand, dass ich und mein Mann unter den Studenten eine trotzkistische Gruppe gebildet hätten. Daraufhin ist mein Antrag abgelehnt worden. Da stand für mich fest: Nie wieder.

**Sie sind ab und an in die DDR gereist. Einmal auch, weil Ihr Bruder Rolf mit der Stasi Schwierigkeiten bekam. Dass es 1981 nicht zur Verhaftung kam – verdankte er das Ihrer Bekanntschaft mit Markus Wolf in Kindheitsjahren?**

Nein, überhaupt nicht. Man nutzt nicht irgendwelche Bekanntschaften, man geht seinen Weg selbst. Ich hatte, als die erste Verhaftung von Rolf drohte, ein Gespräch mit einem Mann von der Staatssicherheit in Dresden. Ich erzählte unsere Geschichte, dass meine beiden Brüder noch sehr klein waren, als wir – im Krieg – von den Eltern getrennt, im Komintern-Heim »Waldkurort«, viele Kilometer von Moskau entfernt, lebten. Und dass besonders Rolf darunter gelitten hat. Ich, die ältere Schwester, konnte ihm die Mutter nicht ersetzen, die in Moskau sich am antifaschistischen Kampf beteiligte, die Reden von Hitler, Goebbels und anderen Nazi-Größen im Radio mitstenografierte und übersetzte. Auch nicht den Vater, der Aufrufe an die deutschen Soldaten verfasste. Jedenfalls hat dieser Mann am Ende des Gespräches gesagt: »Sie haben Ihren Bruder gerettet. Ich weiß jetzt, zu welcher Familie er gehört.« Und er hat Rolf besser verstanden – als Kritiker, aber treuen Sozialisten. Drei Jahre später wurde er zwar dennoch verhaftet. Das Urteil ist aber schnell kassiert worden, und Rolf wurde in die Bundesrepublik ausgewiesen.

**Sie haben sich als Neunjährige in Konrad Wolf verliebt?**

Ja. Mein Vater war mit Friedrich Wolf befreundet. Konny war immer sehr nett, Mischa hänselte mich ein bisschen. Ich habe die Kleidung der Wolfs-Jungen getragen, auch ihre Socken, obwohl ihre Füße größer waren als meine. Konny ging dann nach Deutschland zurück. »So ein Blödian«, dachte ich damals.

**Auch Ihre Eltern und Brüder gingen nach dem Krieg nach Deutschland. Warum Sie nicht?**

Ich war 19. Ich hatte eine Rüge und glaubte, erst einmal beweisen zu müssen, dass ich dem Sozialismus – oder dem, was ich damals dafür hielt – treu ergeben bin.